

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstochter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Das schoß Gerda jetzt durch den Kopf, und eine Angst packte sie: nun würde sie das auch bei Heinz nicht wieder loswerden. Immer wieder, vielleicht gerade in Momenten, wenn er sich ihr lieb und zärtlich nähern wollte, würde ihr dies Erinnern kommen, würde sie ihn so sehen!

Ihr Mann hatte sich inzwischen seine Erregung heruntergeredet. Nun wendete er sich seiner Frau zu. Er gewahrte noch, wie sie mit großen Augen auf ihn sah. Da kam er heran. „Na, nur nicht so bange, Böö! Ich sage dir ja — ich brauche nur die Hand auszustrecken, da hab' ich ein anderes Engagement. Also kommt, hübsch hoch wieder das Köpfchen!“

Er sprach jetzt wieder in ganz natürlichem Ton und sehr lieb. Aber als er nun nach ihrem Sinn greifen wollte, da entzog sie sich ihm und fragte nur:

„Hast du denn schon eine Idee, was du annehmen willst?“

„Nein, allerdings noch nichts Bestimmtes — aber ich habe ja früher so viel Anfragen erhalten — ich muß mir das mal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen.“

Ein paar Tage gingen dann hin. Heinz Kestler war bei diesem und jenem Direktor gewesen, aber die Sache war nicht recht vom Fleck gekommen. Ein paarmal hatte er die Herren verfehlt, oder aber man konnte ihm noch nichts Bestimmtes sagen.

Im stillen hatte er freilich ein dunkles Empfinden: man wollte nur nicht. Es war, als ob er überall, wohin er trat, auf eine unsichtbare Mauer stieß, die vor ihm zurückwich, ihn aber nicht durchließ.

Er verheimlichte diesen Gedanken zwar vor seiner Frau, aber er beschäftigte ihn doch sehr, machte ihn reizbar und launisch.

Die Stimmung in der jungen Ehe war so nicht rosig. So fand auch Astrid, als sie eines Tages zu der Schwester kam, diese recht ernst vor. Sie schwankte daher eine Weile, aber schließlich kam sie doch mit der Sprache heraus. Mein Gott, die Sache stand ja auch heute morgen in allen Zeitungen, was sollte man da Versteckenspielen voreinander? Und so sagte sie denn plötzlich:

„Aber es ist eigentlich höchst fatal für deinen Mann — jetzt diese neueste Geschichte. Was will er denn nun bloß anfangen?“

„Was für eine Geschichte denn nun wieder?“ Und Gerda erschrak.

„Ja, weißt du denn etwa noch gar nichts davon? Es stand ja heute morgen schon in der Zeitung?“

„Ich habe ja das Blatt heute noch gar nicht zur Hand genommen. Was ist denn nur passiert?“

„Ach, nichts weiter, reg' dich nur nicht so auf, bloß — aber, da! Lies doch selbst.“

Und Astrid holte aus ihrer Ledertasche ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt, das sie nun der Schwester reichte: Da las denn Gerda:

„Die Ohrfeigenaffäre des temperamentvollen Künstlers, von der wir unseren Lesern vor einigen Tagen berichteten, hat nun für diesen doch eine fatale Wendung genommen. Der Vorstand des deutsch-österreichischen Bühnenvereins hat sich jetzt mit der leidigen Affäre beschäftigt, und durch seinen Beschluß ist Herr Heinz Kestler von jedem Engagement an allen Bühnen des Vereins für die Dauer von fünf Jahren ausgeschlossen worden. Man wird diese an sich ja vielleicht verständliche Maßnahme im Interesse der Kunst freilich nur höchst bedauern können, und auch das Publikum Berlins wird einen seiner bevorzugtesten Lieblinge fortan nur sehr ungern vermissen.“

„Aber, mein Gott —!“ und Gerdas Hand, die das Blatt hielt, erzitterte. „Was soll denn nun mit Heinz werden?“

„Ja, das ist's ja gerade, was ich dich fragen wollte. Ich hatte ja keine Ahnung, daß du noch so gar nichts wußtest. Sei mir nur nicht böse, Gerda.“

Und Astrid schmiegte sich an die Schwester.

Gerda stand und atmete schwer, mit gepreßter Brust. Dann strich sie sich über die Stirn.

„Ja, was nun?“

Heinz Kestler kam erst nach Haus, als Astrid schon wieder gegangen war. Ziemlich verspätet, wie jetzt häufiger. Er pflegte früher immer pünktlich zu sein. Aber jetzt, wo er ohne Tätigkeit war, hatte er sich in einer Weinstube an einen Stammtisch hingewöhnt, wo Kollegen von ihm verkehrten, meist Jungegesellen. Dort verstand man ihn, feierte ihn wegen seiner Schneidigkeit. Daß doch endlich mal einer es so 'nem Kerl von Direktor gesteckt hatte! Aber ordentlich!

Das tat ihm wohl, schmeichelte ihm. Und er hatte eine offene Hand. En revanche ließ er manch verstaubte Flasche auffahren. Beim blumigen, alten Rheinwein wurden dann große Worte gewechselt. So kam's, daß er sich manchmal über seine Zeit hinaus festsetzte. Und so war's auch heute gewesen.

„Tausendmal Pardon, Frauchen, daß ich dich warten ließ. Na, will's wenigstens versuchen, es wieder ein bißchen gutzumachen. Hier, siehst du!“ und er reichte ihr einen Strauß kostbarer Iris, die er eben, vom Auto aus, gekauft hatte. „Krieg' ich nun auch Generalpardon?“

Und er beugte sich zu ihr, die noch im Sessel saß, herab. Aber als ihr der Duft des schweren Weines aus seinem Munde entgegenschlug, drehte sie das Gesicht zur Seite, daß er nur ihre Wangen berührte.

„Aha — also doch nicht so ganz gnädig!“ lachte er und wollte sie nach seiner Art einfach an sich ziehen. Da entwand sie sich ihm und sagte:

„Ich danke dir vielmals, Heinz, für diene Blumen. Denk' auch nicht etwa, daß ich schmolle — wegen deines Zuspät-

Kommens. So kleinlich bin ich nicht, obwohl ich dich lieber nicht allzuoft dort sehe, wo du herkommst.“ Und ihre dunklen Augen blickten ihm mit leisem, traurigem Vorwurf in sein ein wenig gerötetes Gesicht. „Nein, es ist etwas anderes, Heinz, was mich ernst stimmt. Und sehr ernst allerdings.“

„Solla! Das klingt ja wie der reinste Trauermarsch. Was in aller Welt ist denn passiert?“

„Heinz — weißt du es denn wirklich noch nicht?“  
Und sie hielt ihm jetzt die Zeitung hin, die Astrid ihr bagelassen hatte.

Aber er machte nur eine Bewegung der Abwehr.

„Kenn' ich schon, das Geschreibsel da. Na, da du also doch schon mal darum weißt — leider, ich hätt' dir die Aufregung gern erspart — also, natürlich ist mir der Beschluß eines hochwohlweisen Bühnenvereins längst bekannt.“

„Ja, aber was soll denn nun bloß werden?“ fragte Gerda. „Um Gottes willen, Heinz! Damit ist dir ja überhaupt jedes Auftreten, die ganze Ausübung deines Berufes unmöglich gemacht.“

„Oho! Warum? Nur auf den Vereinsbühnen.“

„Aber das sind doch, soviel ich weiß, sämtliche Bühnen Deutschlands.“

„Richtig, doch es gibt ja noch ein Ausland.“

„Daran denkst du also! Wohl gar Amerika?“

Er nickte.

„Ich stehe bereits mit einer Agentur in Verhandlung.“

Wegen einer großen Tournee in den Vereinigten Staaten.“

Gerda verstummte. Da trat er näher zu ihr.

„Na — wäre denn das nicht mal ganz amüsant? Solche

Yankeebooble-Fahrt?“

„So herumziehen, in der Fremde — wie die Zigeuner?“

Das Wort rief ihr plötzlich jene erste Unterhaltung mit ihm in Erinnerung, damals auf dem Gartenfest bei Prinzess Juliane. Wo er von sich selbst gesprochen hatte als einem Fahrenden. Damals hatte sie gelacht. Und heute?

Heinz Keffler lachte auch jetzt. Behaglich lehnte er sich in den Stuhl zurück.

„Wie die Zigeuner! Kind, was für ein Vergleich. Sag' lieber wie ein Star, wie so viele andere Bühnen-Stars. Machen sie's nicht alle so, die Kollegen von der Oper, die Geiger und sonstigen Virtuosen? Und wissen sehr, warum. Denn dies Zigeunern macht sich bezahlt. Eine Golderte ist's, drüber überm großen Teich.“

Doch Gerda vermochte seine Zuversicht nicht zu teilen.

„Wenn selbst — solch Bagantenleben, monatelang, vielleicht noch länger, ohne Heim, ohne Ordnung, ewig unter wildfremden Menschen, jede Nacht in einem anderen Bett —!“

„Bébé, was bist du schwermütig! Kein Tropfen Künstlerblut. Manch andere wäre glücklich bei dem Gedanken, mal so in die Welt rauszukommen.“

„Nein, Heinz —“ und sie sah ihm ernst ins Gesicht — „Künstlerblut, das hab' ich freilich nicht. Das darfst du nicht von mir erwarten. Es wäre ein schwerer Irrtum.“

Ihr Mann zuckte nur die Achseln. Aber seine gute Laune begann zu weichen. Er streckte die Hände in den Hosentaschen, seine Beine weit von sich. So klopfte er taktmäßig mit den Absätzen auf dem weichen Perserteppich auf, indem er den Bewegungen seiner Füße anscheinend interessiert folgte.

Eine Pause entstand so im Gespräch, bis Gerda wieder begann, aus ihren sorgenvollen Bedenken heraus:

„Selbst, wenn man es läte —“ sie würde ja, wenn es einmal sein müßte, auch dies Opfer bringen — „was wäre damit gewonnen? Eine Saison wäre untergebracht — was weiter? Du kannst doch nicht die ganzen fünf Jahre in Amerika herumziehen.“

„Natürlich nicht — selbstverständlich.“

„Ja, aber was dann?“

Und sie sah zu ihm hinüber.

„Ja —“ er beugte sich vor und betrachtete angelegentlich die hellen Tuchgamaschen über seinen Lackstiefeln — „dann muß man eben seinen Weg im Inland gehen.“

„Im Inland? Hier in Deutschland? Aber da sind dir eben alle Theater gesperrt — noch auf Jahre hinaus.“

„Aber eben nur die Theater.“

„Ja — was denn etwa sonst noch?“

„Es gibt auch noch andere Bühnen, die nicht dem Verein angehören — zum Beispiel unsere großen Varietés.“

„Varietés!“

„Nun ja,“ und er sah sie jetzt an, „zum Beispiel hier in Berlin der Wintergarten! Da wird auch neben der Artistik

wirklich Kunst geboten. Erste Sänger und Sängerinnen sind schon dort aufgetreten, und —“

„Heinz! Du wirst doch nicht daran denken!“

„Und warum nicht? Seitdem die Yvette Guilbert einmal den Anfang gemacht, braucht sich kein ernsthafter Künstler mehr zu schämen, auf dem Varieté aufzutreten. Natürlich nur einem erstklassigen. Aber das versteht sich ja von selbst.“

„Also du denkst wirklich daran — allen Ernstes? Hast wohl gar schon Schritte getan?“

Sie blickte ihm erschrocken in die Augen, in einem plötzlichen Ahnen. Er wollte erst ihrem Blick ausweichen, aber dann hielt er ihm stand.

„Nun ja — da du mich denn fragst. Schließlich kann sich die Sache mit Amerika noch zerschlagen, und man tut überhaupt gut, immer zwei Eisen in Feuer zu haben.“

Gerda erblaßte. Hörbar entwich ihrer sinkenden Brust der Atem.

„Also daran denkst du!“

Sie sagte nichts weiter.

Auch er schwieg eine Weile, wie in Verlegenheit. Ob schon er jetzt so unbefangen tat, auch ihn hatte es ja einen Kampf gekostet. Er, der Heinz Keffler, auf dem Varieté, zwischen allerlei Spezialitäten — wer ihm das früher gesagt hätte! Aber was blieb ihm weiter? Er mußte eben. Und darum den Kopf hoch, doppelt hoch! Er blieb trotzdem, wer er war. Er wollte es den Kerls schon zeigen, die da dachten, ihn klein zu kriegen, ihn zu Kreuz kriechen zu lassen. Und so warf er denn auch jetzt den Kopf zurück.

„Gerda, sieh mal,“ er rückte nahe heran zu ihr. „Du mußt dir die Sache doch richtig vorstellen. Das wird eben was ganz Besonderes, was ich vorhabe. Ja, nicht etwa bloß so eine Nummer auf dem Programm — nein, eine ganz besondere Abteilung — das Hauptstück, der Clou des Abends. Und die Presse wird es schon gehörig ins rechte Licht setzen: eine Neuheit, eine Sensation nicht nur des Wintergartens, ein Markstein in der Entwicklung des Varietés überhaupt zur Höhe wahrer, vornehmer Kunst — Heinz Keffler auf den Brettern des Wintergartens in drei Soloszenen, kleineren Einaktern von ausgefuchst literarischem Wert — ein Federbissen für Feinschmecker — na, und so weiter. Du weißt ja, wie's gemacht wird. Für einen geschickten Manager werd' ich schon sorgen. Siehst du, Kind, so schaut die Sache aus. Das ist ein ander Bild, darüber läßt sich reden, nicht wahr?“

Er suchte jetzt ihre Augen, ihrer Zustimmung gewiß. Sie blickte noch immer vor sich hin, einen gequälten Ausdruck im Gesicht.

Wie er ihr da eben so alles auseinandersetzte, gewissermaßen für sich selbst die Reklame entwarf — es hatte ihr innerlich einen Stoß gegeben. Gewiß, sie machten es ja wohl alle so, die vielbewunderten Größen des Tages — die Hälfte des Ruhmes war heutzutage eben die geschickte Propaganda. Aber dennoch —! Von ihm hätte sie das lieber nicht gewußt. Daß er sie ganz offen hinter die Kulissen seines Berufes blicken ließ, es war nicht gut, nicht klug gewesen von ihm. Immer mehr blätterte ab von dem Nimbus, der ihn einmal umwoben hatte. Und schwerer hob sich ihr nur noch die Brust.

Heinz Keffler merkte, daß sie noch immer nicht überzeugt war, wenn er freilich auch ihre letzten Gedanken nicht erriet. Da neigte er sich zu ihr hin und mit einem überlegenen Lächeln ergriff er ihre Hände.

„Na, laß gut sein, Kind. Wirst dich schon noch mit der Sache befreunden, wenn du erst siehst, wie sich die Presse, das Publikum dazu stellt. Aber nun komm endlich zu Tisch. Ich habe nachgerade Hunger.“

Er wollte sie so bei den Händen hochziehen, aber da kam plötzlich ein Wille über sie, in ihre schlaffen Glieder.

„Heinz!“ Beschwörend sah sie ihm in die Augen. „Gibt es denn wirklich keinen anderen Ausweg als diesen? Was du auch sagst, es ist und bleibt ein Herabsteigen — ein Deklassieren für dich.“ Und für mich, setzte sie im stillen hinzu. „Gibt es denn also keine andere Möglichkeit? Keine Verständigung, keinen gütlichen Vergleich mit dem Bühnenverein? Sieh, Heinz — bitte laß mich ausreden! — Im Grunde kann man die Leute ja verstehen. Niemand hat dich gewiß schwer gereizt, aber du — bitte, sei nicht böse — du hast dich dann auch schlimm fortreiben lassen. Wenn du also zum Direktor gingst, dich mit ihm ausprachst und —“

„Nicht entschuldigste, vor dem ganzen Personal revozierte und deprezierte — nicht wahr? So wär's recht?“

Er hatte ihre Hände erregt von sich gestossen, und seine Augen flammten sie an. Sie erwiderte nichts, unterließ selbst das leise Reigen des Hauptes. In dem Zustand überschritt er ja zu leicht die Grenzen.

Er brach trotzdem weiter los, bitteren Hohn in der Stimme:

„Ja, das könnt' euch passen! Das haben sie nur ja auch zugemutet, die hochmüthigen Herren vom Bühnenverein, voran der Herr Intendant. Aber ich habe sie meine Antwort wissen lassen. Und ich sag's hier auch dir noch einmal: lieber wollt' ich sonst was tun, lieber allabendlich im Kabinett meine Mägden machen — als das!“

Und seine Augen blitzten sie fast feindselig an. Aus Gerdas Wangen war die Farbe gewichen. So stand sie vor ihm. Und nun endlich eine Regung:

„Verzeih, daß ich dir etwas zumutete, das dir so unmöglich ist. Es wird nie wieder geschehen. Tu also nur, was du für richtig hältst.“

Sie sagte es ruhig. Aber ihr Blick glitt an ihm vorbei. So ging sie, ihm voraus, ins Eßzimmer hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Veilchenprinzessin.

Ein Märchen von Otto Neurath.

In einem märchenrothen, sonnenwarmen Lande lebte einst ein guter, treuherziger König. Sein Marmorschloß grüßte von einem hohen, rebenumrankten Berge weit hinaus in fruchtbare Täler, wo auf breiten Flüssen städtliche Segelschiffe dahinzogen und große, wohlgenährte Herden friedlich grasen. Ueberall herrschte Fülle und Zufriedenheit, denn der König war mildthätig und sorgte für die Armen seines Reiches so trefflich, daß sie niemals Not empfanden.

Und doch lag ein harter Druck auf dem ganzen Lande, der keine Freude und Lust hochkommen ließ. Schuld daran war ein alter Zauberer, der dem Fürsten übel gesinnt war, weil er ihn einen Frevler und Teufelsdiener genannt hatte. Dafs, so hieß nämlich der böse Alte, hatte ihm bittere Rache geschworen und deshalb fürchtete jedermann, er könne eines Tages an dem König oder seinem Töchterlein den Schwur wahrmachen.

Und ihre Angst war nicht unbegründet, denn der Zauberer trachtete dem Kinde nach dem Leben und nur durch eine gütige Fee, die dem lieben Prinzeßchen wohlgesinnt war, kam noch alles zu einem guten Ende.

Und das ging so.

Als des Königs Blondspöckchen einmal allein am Goldbüschweiber saß und den munterlosigen Oligerischen Brotkrumen zuwarf, näherte sich ihm Dafs, der die Gestalt einer Schlange angenommen hatte, um es durch seinen Biß zu vergiften. Ehe er jedoch nahe genug herangekommen war, schwebte in der säuselnden Luft ein munterer Falter daher, der so wundervoll glänzte, als sei er aus Gold, Purpur und Edelsteinen zusammengefügt worden. Zaudernd sprang das Mädchen auf und eilte so lange hinter ihm her, bis er in einem tiefen, dunkeln Wald plötzlich in der Luft verschwand. Ehe das Kind sich richtig besinnen konnte, wo es sei, trat ihm eine wunderschöne Frau entgegen, die mit ihren großen, braunen Augen das Prinzeßchen liebevoll anschaute. „Fürchte dich nicht, ich bin der Schmetterling, der dich Herber führte. Nur um dich vor Dafs zu schützen, brachte ich dich in diesen Wald. Hier hat sein Zauber keine Macht.“

Dann rief sie leise einige Worte, und sofort fuhr ein reizender Wagen vor, der von Tannenzapfen gemacht war und von sechs weißen Rehen gezogen wurde. Die Fee setzte sich mit der erkaunten Kleinen auf die Moospolster des schmucken Gefährts und wie der Wind ging es durch den Wald dahin. Die Fahrt dauerte so lange, daß Blondspöckchen einschlief, trotz der Angst, die sein Keines Herzchen schüttelte. Als es erwachte, lag es in einem Garten, in dem es blühte und duftete von Blumen aller Arten und Länder.

„Sieh, hier die Blumen,“ sprach die gute Frau sanft, „sind alle Menschen, die ich vor der Wut des schlimmen Dafs rettete. Du bist das letzte Menschenkind, das ich in den Garten aufnehme. Auch du wirst dich in eine Pflanze verwandeln und wer dich pflückt, wird dich und alle anderen Seelen befreien. Nur so kann ich euch vor dem gewaltigen Zauber bewahren. Alle Jünglinge aber, denn nur solche können euch befreien, die an anderen Blumen Wohlgefallen finden, müssen so lang bei mir bleiben und mir als Vögelein dienen, bis sie, durch dich, mit den anderen Blumen erlöst werden. Und damit dich kein Unwürdiger findet, will ich dich in ein Veilchen verwandeln.“

Nächselnd legte sie ihm die Hand auf die blonden Locken und murmelte:

„Als Veilchen blau  
Blüh still im Tau  
Der Sonne zugewendet  
Bis dich entdeckt,  
Im Laub versteckt,  
Ein Retter, gottgesendet.  
Geldst sei dann  
Der harte Bann  
Und alles Leid beendet.“ — —

Nun blühte das Prinzeßchen also als kleines Blümlein zwischen großen stolzen Blumen, und nur, wenn es sich reckte, konnte es ein kleines Stückchen Himmel sehen.

Ehe die Fee wieder fortfuhr, sprach sie mit einem bunten, flinken Vögelein, das dann augenblicklich zum Schlosse des Königs flog und so lange am Fenster pockte, bis man ihn aufmachte. Der Fürst sah weinend in seinem Stuhl und war nicht wenig erschrocken, als der kleine Vörsche, der sich ihm fest auf die Hand gesetzt hatte, munter zu plaudern anfang:

„Der König, im Namen meiner gnädigen Gebieterin tue ich euch hierdurch kund und zu wissen, daß Euer Gnaden Töchterlein am Leben und bei völliger Gesundheit ist. Um das Prinzeßlein jedoch vor Dafs, dem Grausamen, zu schützen, sah ich meine Herrin genötigt, es in eine Blume zu verwandeln. Wer die Kleine retten will, muß ein Jüngling sein und von hier aus immer nach Osten reiten, bis er in einen großen, prächtigen Garten gelangt. Pflückt er dort die richtige Blume, so ist eure Tochter frei.“

Nach diesen Worten flog er schnell durchs Fenster davon, denn mehr durfte er nicht sagen.

Der König war froh, daß seine Tochter wenigstens noch lebte und ließ in seinem ganzen Lande die Botschaft des Vögelns verkünden. Er selbst fügte noch hinzu, daß er dem Befreier seines Kindes, sei es wer er sei, zum Schwiegersohn und Nachfolger machen wolle.

Natürlich glaubte nun jeder schlau genug zu sein, um das rechte Blümlein zu finden, die meisten aber fanden noch nicht einmal den Weg. Erst nach fünf Jahren kam der erste zu dem Ort, mit den Menschenblumen. Er war bei dem Aussuchen der Pflanzen sehr vorsichtig, ging in den ganzen Garten umher und sprach vor sich hin:

„Vor Rosen hüte dich,  
Sie stechen dich!“

„Löwenzahn  
Rühr nicht dran!“

„Kleider  
Sind mir zuwider.“

So hatte er für jede Blüte eine kurze Bemerkung. Als er schließlich zum Veilchen kam, murmelte er:

„Veilchen, Veilchen,  
Wart noch ein Veilchen,  
Du bist mir zu schlicht,  
Dich mag ich nicht!“

Das Veilchen weinte still für sich hin, aber er merkte es nicht, denn er bückte sich gerade, um eine Nette zu pflücken. In demselben Augenblick aber verwandelte er sich in einen Vogel.

Nach einem Jahr ungefähr betrat der zweite Jüngling den Garten. Es war ein stolzer übermüthiger Prinz, der sich für den Klügsten und besten Menschen hielt. Er band sein Pferd, das einen Purpursattel und goldene Zügel hatte, an einen Baum und ging geradeswegs auf eine herrliche Rose zu, die in der Mitte des Gartens blühte. Sie war so zart, als sei sie aus Sonnenstrahlen gewoben, und ihr Duft war so berauschend, als seien alle Wohlgerüche des Ostens in ihr vereinigt worden.

Rasch schritt er näher und in der Eile hätte er fast das Veilchen zertreten. Kaum hatte er jedoch die Rose berührt, als auch er sich in einen Vogel verwandelte.

So ging es zehn Jahre lang. Mancher fand wohl den Garten, aber keiner wählte das Veilchen. — Eines Tages kam nun ein junger, müder Soldat des Weges daher, sah all die herrlichen Blüten und freute sich der Pracht. Das Veilchen betrachtete den schmucken Krieger mit stiller Freude, und als er sich dicht bei ihm hinstreckte, klopfte sein Herzchen, daß die Staubfäden zitterten.

Der Jüngling aber schob die Arme unter den Kopf und schlief friedlich ein. Er war nicht aus des Königs Land und so wußte er auch nicht, daß er sich hier eine Prinzessin erringen konnte. Sonst hätte er wohl nicht so ruhig dagelegen und geschlafen.

Die Sonne strahlte vom Himmel herab und küßte mit ihren goldenen Strahlen das kleine Veilchen. Schlichtern hob es das blaue Köpfchen und hätte fast das Gesicht des Soldaten berührt, wenn es nicht noch rasch beiseite gewichen wäre.

Neugierig betrachtete es den Schläfer und seufzte tief auf. Seine Seufzer aber waren süßer, berauschender Duft. Der gab dem Soldaten einen seltsamen Traum.

Er sah alle Blumen auf sich zukommen und über den Eindringling schelten. Nur ein liebliches Veilchen trat für ihn ein und bat, ihm kein Leid anzutun. Aber eine Rose fuhr es schroff an und verbat sich seine Reden.

„Wenn die Königin unter euch weilt,“ sagte sie, „hat ein albernes Weib aus dem Volke wie du zu schweigen.“ Da blühte das Blümlein betrübt zu Boden. Als die übermüthigen Blumen aber ihre scharfen Gerüche ausströmen ließen, um ihn zu töten, umgab es ihn mit seinem treuen Duft so dicht, daß die giftigen Dämpfe nicht durchdringen konnten.

Als er erwachte, fiel sein erster Blick auf das vor ihm blühende Veilchen, und er wußte nun auch, warum er von der blauen Blume geträumt hatte. Er wollte sich das Blümchen zum Andenken abpflücken, aber statt des Veilchens hatte er plötzlich ein Mädchen in seinen Armen, und um ihn herum tanzten viele hundert Jungfrauen und sangen. Die befreite Prinzessin aber

sank ihm um den Hals und küßte ihn. Der Soldat war durchaus nicht dumm, aber diesen Wechsel konnte er nicht so schnell fassen. Einer der früheren Vögel mußte ihm erst alles aufklären.

Da war allerdings keiner so froh wie der Soldat. Er setzte die Jungfrau, die den Worten des Erzählers eifrig gefolgt war und den Soldaten dann und wann glücklich ansah, auf das Ross des Prinzen, der froh war, daß er wieder auf seinen Beinen stand und nicht mehr zu piepsen brauchte.

In heiterem Zuge ging es zum Schlosse des Königs, der seine beiden Kinder gerührt ans Herz drückte. Bei der Hochzeit, die kurz darauf stattfand, fuhr das junge Paar in einem prächtigen Wagen, der ganz mit Beilchen verziert war, in die Kirche.

Die beiden lebten lange zufrieden beieinander. Im Volksmunde aber hieß die Königin ihr ganzes Leben lang die „Beilchenprinzessin“.

## Kagenelnbogen.

Von Hans Otto Becker.

Einen beträchtlichen Teil des Odenwaldes, fast das ganze nordwestliche Viertel, nimmt die ehemalige Obergrafschaft Kagenelnbogen ein, die über die Grenzen des Gebirges hinaus noch einen großen Teil des nördlichen und westlichen Starkenburg umfaßte. 1479 fiel diese Grafschaft nach dem Tode ihres letzten Herrn, Philipp, zufolge Erbschaft an den Landgrafen Heinrich III. von Hessen und gerade dieser Teil bildet das eigentliche Stammland des Großherzogtums Hessen, da nach dem Tode Philipps des Großmütigen 1567 sein jüngster Sohn, Landgraf Georg I., das Gebiet der Obergrafschaft als Landgrafschaft Hessen-Darmstadt erhielt. Noch heute führt Hessen das Wappen von Kagenelnbogen, den roten Leoparden mit blauer Zunge, Krone und Krallen im goldenen Feld, im großen Staatswappen.

Der Name Kagenelnbogen klingt etwas fremdlich und es hat deshalb nicht an Deutungsversuchen gefehlt. Die abenteuerlichsten davon ist Cattimelibocus, womit der alte deutsche Volksstamm, die Chatten (= Hessen), und der an der Bergstraße sich stolz erhebende, heute Melibocus gen. Berg miteinander in Verbindung gebracht werden sollten, ein Unfuss von geradezu grotesker Wirkung; die Chatten, die im nördlichen Oberhessen und in Kurhessen ihre Sitze hatten, wo sie bis heute blieben, als einziger deutscher Stamm, der seit geschichtlicher Zeit seinen Wohnsitz nicht verlassen hat, haben weder mit Kagenelnbogen noch mit dem Melibocus etwas zu tun; letzterer (richtig: Malchen) verdankt seinen heutigen Namen der deutschen Pseudogelehrsamkeit früherer Jahrhunderte, die in dem Berg das Melibocus des antiken Geographen Ptolemaios finden wollten. Eine Erklärung des Namens Kagenelnbogen ist bis heute noch nicht gegeben. Das Geschlecht führte den Namen von seiner am Dörsbach gelegenen Stammburg; in jener Gegend am Rhein, der Niedergrafschaft, gehörte den Kagenelnbogenern, s. B. St. Goar, Braunbach, Rheinfels. Interessant ist es, wie französische Schriftsteller den ihnen jedenfalls grenzlich klingenden Namen veränderten; der Geschichtsschreiber Billehardouin nennt ihn Chassenele et de Voghe oder Chassenele en Vouche und der Italiener Ferrutus Vicentinus Calcineimborg.

Die Grafen von Kagenelnbogen waren Gau grafen im Ober-Rheingau. Die wichtigsten Orte der Grafschaft waren: an der Bergstraße: Auerbach, Wisingenberg, Zugenheim, Seeheim, Videnbach, Bessungen und Darmstadt, das von Kaiser Ludwig 1330 Stadtrecht erhielt und von Graf Wilhelm II. mit Mauern und Türmen versehen ward; im Odenwald: Neunkirchen, Reinheim, Groß-Bieberau, Rainsbach, Brensbach und vor allem Lichtenberg.

In Lichtenberg, heute der Glanzpunkt des nördlichen Odenwalds, hatten die Kagenelnbogener ein Schloß, das bis 1845 noch in Resten stand, bis es einlärzte. Heute noch erinnert an jene ferne Zeit das mächtige alte Bollwerk, der einzelstehende, dicke, einstöckige Turm am Südbende des Schlosses und ganz geringfügige Reste der alten Burg sind auch immer noch sichtbar. Das prächtige Renaissance schloß, das heute den Besucher von weiter Ferne schon entzückt, erbaute Landgraf Georg I. 1570. Nach ihrem Schloß zu Lichtenberg nannten sich die Grafen von Kagenelnbogen, die im 12. und 13. Jahrhundert hier residierten, auch Grafen von Lichtenberg.

Dies Grafengeschlecht trat in der Geschichte wiederholt rühmlich hervor. Graf Bertold ist bekannt als Mitbegründer des lateinischen Kaiserthums; er eroberte sich auf der Balkanhalbinsel ein Fürstentum (um 1211). In dem Konflikt zwischen dem lateinischen Kaiser von Byzanz, Baldwin, und dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat unterstützte er den letzteren.

Graf Diether II., sein Neffe, vereinnahmt den ganzen Glanz mittelalterlicher Herrlichkeit auf seiner Person. Er war ein ritterlicher Sänger und vor allem ein kunstbegeisterter Mäzen der höfische Dichter. Kein Geringerer als Herr Walter von der Vogelweide war mit ihm befreundet und in einem Gedicht sagt er

dem Grafen Dank für empfangene Wohlthat. Dieses lautet in der Uebersetzung Sinrocks:

Ich bin dem Ellenbogener hold  
auch ohne Gab' und ohne Sold;  
Er ist mild, blieb es auch mir verhoffen.  
Erfahren's denn die Reußen und die Polen!  
Das erregt mir weder Haß und Reid:  
Ein Meister möcht ihn besser preisen,  
als der Schwarzenzer Dodelweisen,  
schämt' er der Werten Würdigkeit.  
Den edlen Stein, den Diamant,  
Gab mir des schönsten Ritters Hand,  
ohne Bitte ward er doch der meine.  
Ich lobe nicht die Schönheit nach dem Scheine,  
milder Mann ist schön und großgezogen;  
Man soll nach anhen Inneres kehren,  
so kommt das ähñere Lob zu Ehren,  
wie des von Kagenellenbogen.

Auch Heinrich Tamnhäuser hat die Guntz des Grafen Diether genossen und klagt 1266 um dessen Tod.

Wie sein Onkel Bertold, zog auch Diether in den Orient, 1219 nahm er an einem Kreuzzuge und an der Belagerung von Damiette teil. Ueber seine Rückkehr berichtet uns der Kölner Scholastiker Oliverius: Auf der Heimfahrt geriet Diether in die größte Gefahr durch einen sarazenischen Seeräuber, der in cyprischen Gewässern das Schiff Diethers überfiel und durch Feuer zerstörte; nur durch Schwimmten konnte der Graf das nackte Leben retten.

Ein Graf Diether IV. beteiligte sich an der Romfahrt König Heinrichs VII. 1310 und erhielt für seine dem Kaiser geleisteten treuen Dienste 1312 Stadtrecht für Lichtenberg.

Um 1330 erbaute die Kagenelnbogener in Darmstadt eine Festung und 1370 ein Schloß, wo sie nunmehr residierten. 1403 fand in Darmstadt das bekannte Turnier statt, das von Graf Emmerich von Kagenelnbogen ausgeschrieben und besonders blutig verlief:

Zu Darmstadt in den Schranken  
blieben neun Hessen und siebzehn Franken.

Das Kagenelnbogener Schloß in Darmstadt ist bis auf ganz geringfügige Spuren verschwunden; im schmalkaldischen Krieg sprengte es der kaiserliche Feldherr Graf Wären in die Luft, der die Stadt nach heldenmütiger Gegenwehr gegen die Spanier durch List gewann.

Doch damit sind wir bereits in einer Zeit angelangt, zu der, wie schon ausgeführt, die Kagenelnbogener ausgehoben waren. Es war ein bedeutendes Geschlecht, an das wir uns, wenn wir im nordwestlichen Odenwald wandern oder wenn wir zu Hause die mittelalterlichen Sänge lesen, heute noch gerne erinnern.

## Büchertisch.

— Kunstwart. Ertes Aprilheft 1914 (Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Vierteljährlich 4,50 M.). Avenarius, „Man weiß das“, Auch etwas zum Frühling. Bonn, Vaterlands-  
liebe und Weltprache. Schumann, Gelsen, Deute und Morgen.  
Liebster, August Palm in seinen Kompositionen. Palm, Veit-  
hovens „Szene am Bach“. Wigge, Kunst und Natur im Garten.  
Kunze, Das Dozentenhaus. Die Rundschau enthält unter anderem:  
Wilhelm Heinz „Volksgunst ist wankelmütig“. Berichte über Erst-  
aufführungen in Berlin, Weimar, München. Leovold Schmidt, Von  
neuen Tonwerken und zwei neue Opern. Artur Müller, Die Wa-  
chenburg. Der Vertretertag der „Freideutschen Jugend“. Erwin  
Nichter, Politik, Ideal und Charakter. Schmerler, Fortbildungs-  
schulzwang? Hugo Schmidt, Von der Dürertüte. Lose Blätter: In-  
dische und morgenländische Literatur. Bilderbeilage: Medis' Baum  
in den Alpen, farbig. Kethels Zeichnung „Gleichnis“. Max Kling-  
gers Radierung „Der Herrscher“. August Brömses Radierung „Wi-  
sion des Evangelisten Johannes“. Notenbeilage: Salms Bagatelle.

## Kapsel-Räffel.

Guttapercha — Zingafelle — Nachtmühle — Schwitz-  
bad — Leithammel — Kammerzose — Vordier-  
brauerei — Treibjagd — Rinderstube — Reisefede —  
Nangliste — Sternhimmel.

Aus dem ersten und dem letzten der vorstehenden Wörter sind je drei, aus jedem der übrigen Wörter zwei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, so daß sich daraus ein Sprichwort ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

ERNST  
REIS  
NIL  
SS  
T